

Bei Woolworth

Gedichte von Jim Burns

Die zeitgenössische Lyrik, nicht nur die deutsche, ist heimgesucht von Monolog-Sprechern, Exhibitionisten der eigenen Stimme, die vor allen Dingen reden wollen, sich in der Sprache erleichtern, außerhalb jeder Art von Tradition, eingebettet allein in die unmittelbare gesellschaftliche Umwelt. In Wirklichkeit ist aber gerade der Monolog eine klassische Ausdrucksform der modernen Literatur; schließlich war in der Lyrik seit je die Person des Sprechers ein Vehikel moralischer Haltungen und ein Vermittler sprachlicher Konventionen.

Grob verallgemeinernd ließe sich sagen, daß Gedichte von heute meist einen besorgten, vereinsamten, auch trotzig-tonfall haben — sie klingen wie Stimmen am Telefon, die jeden Augenblick unterbrochen zu werden fürchten. In den vergangenen Jahren hat es namentlich in England und Amerika eine Reihe von unterschiedlich erfolgreichen Ansätzen gegeben, einen neuen lyrischen Stil zu schaffen. Man wollte eine reduzierte Redeweise, auf regionalen Dialekten beruhend, die sich — bei bewußtem Verzicht auf alle poetische Überlieferung — unmittelbar an das Publikum wendet. Dieser der Pop- und Folk-Musik nachempfundene Stil hat in seiner barbarischen Kunstlosigkeit schon wieder etwas Vergnügliches.

Der Engländer Jim Burns ist mit seinem Gedichtband „Fred Engels bei Woolworth“ ein gutes Beispiel für jene absichtsvoll verengte Sprache, die man unter anderem daran erkennen kann,

daß sie die einfachen Wörter des Alltags mit besonderer Bedeutung aufladen möchte. „Ist jemand ein schlechterer Dichter / weil er zu Hause lebt / mit seiner Frau und den Kindern, und wird Poesie immer von irgendeinem Verrückten geschrieben?“, fragt Burns und antwortet mit autobiographischen Erklärungen: „Ich bin auf einem Scheißhaus im Hof erzogen worden / dort las ich alte Zeitungen, sie waren in / handliche Quadrate gerissen, passend zu den Arschen / der Familie.“

Die Aggressivität der auf den ersten Blick unscheinbaren Prosagedichte des engagierten Gewerkschaftlers Burns hat etwas mit der Bildtechnik zu tun: Vergleiche und Metaphern sind grundsätzlich auf Naheliegendes, Banales reduziert; sie sind nicht ein Mittel des Hineinnehmens von zusätzlichen Bedeutungen, sondern des Ausschlusses. Burns' Gedichte sind an der Oberfläche belanglos, die Syntax ist schlicht, das Metrum von Prosa kaum unterscheidbar — nirgends stößt man auf Überraschungen. Yeats und Eliot hatten den Dichter in England von der als lästig empfundenen Pflicht befreit, Anwalt der öffentlichen Meinung zu sein. Sie schrieben Gedichte, um sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Das Publikum konnte daran teilnehmen, sollte aber nicht ausdrücklich dazu verlockt werden. Heute will niemand mehr mit Gedichten die Welt verändern.

Jim Burns zum Beispiel ist, so scheint es wenigstens, damit zufrieden, wenn er das ausdrückt, was er empfindet — und es so ausdrückt, wie es seine Arbeitskollegen im nordenglischen Preston wohl auch ausdrücken würden.

HELMUT WINTER

Jim Burns: „Fred Engels bei Woolworth“. Gedichte. Aus dem Englischen von Rolf Eckart John und Jürgen Theobaldy. Rotbuch Verlag, Berlin 1977. 62 S., br., 7,— DM.